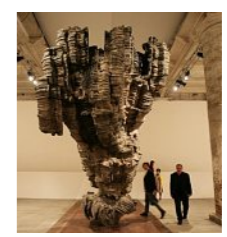




NSU-PROZESS
Was haben die Medien zu sagen? Seite 48



BIENNALE
Und was macht die Kunst? Seite 50



Ohne eine Seele an Bord: Eine MQ 9 Reaper auf einem Luftwaffenstützpunkt in Nevada, Spannweite zwanzig Meter, bestückt mit Präzisionsbomben und Luft-Boden-Raketen

Wann wird man je verstehen?

Keiner will sie, keiner braucht sie, keiner mag sie: Die Drohne ist das Sinnbild der neuen Kriege. Doch warum sind sich plötzlich alle einig darüber, dass die alten Kriege besser waren? Über eine Welt jenseits des Heldentods

Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin. Es gab eine Zeit, in der dieser Spruch wie ein guter Plan klang, leicht umzusetzen, wenn nur alle mitmachen. Der Krieg, so die unausgesprochene Voraussetzung der auf Wellpappe und Rauputz geschriebenen Parole, wird von Menschen gemacht, vor allem von Männern, die aus falschen Gründen glauben, sie müssten andere töten, und die zugleich ihr eigenes Le-

sitzen und mit dem Steuerknüppel die Ziele markieren, um dann die Folgen ihrer Handlungen mit nüchterner Aufmerksamkeit am Bildschirm betrachten zu müssen, nicht den Status wirklicher Soldaten zuerkennen. Das Eiserne Kreuz haben sie sich in ihren bequemen Sesseln nicht verdient, obwohl sie, wie Berichte zeigen, oft härtere psychische Belastungen auszuhalten haben als manch ein vom Adrenalin und der Überschallgeschwindigkeit durch die Situation getragener Top-Gun-Kampfpilot.

Wirkt die physische Anwesenheit auf dem Schlachtfeld gewalthemmend, wie die Gegner der Drohnen mit ihrem Spott über die Joystick-Krieger nahelegen? Man muss nur ein wenig im Tagebuch des Stoßtruppführers Ernst Jünger blättern, um das Gegenteil zu erkennen. Der Rausch des Tötens entfaltet sich in einem auf 17 Grad herabgekühlten, fensterlosen Container in der Wüste längst nicht so gut wie in der Hitze des lange erwarteten Gefechts.

Nein, den Kritikern der Drohnen geht es nicht in erster Linie um Schadensbegrenzung, denn die Drohne ist ja selbst ein Instrument der Schadenbegrenzung, wenn auch vor allem auf der Seite des Angreifers. Es geht ihnen weniger um Ethik als um – so absurd das klingen mag – das Ethos des Kämpfers, der sich dem Gegner im Zweikampf zu stellen hat. Mannesmut und Soldatenehre, Todesgefahr und Körperlichkeit: Ohne diesen existenziellen Einsatz ist ein Krieg offenbar kein echter.

Beim Lesen all der Klagen über die kalte, klinische und feige Strategie der Drohnenschläge marschieren vor dem inneren Auge lange Reihen von Infanteristen auf, entschlossene Männer, die genau wissen, für welche Idee sie an der Front in den Schlamm sinken werden. Es

den chaotischen Konflikten nach 2001 geschult wurde – eine stille Trauer über das Verschwinden des symmetrischen Kriegs, der ordnungsgemäß erklärt und im Einklang mit altrömischen Rechtsbegriffen geführt wurde. Man muss fast an Militärgeschichtler denken, die sich über ihre mit Zinnsoldaten vollgestellten Sandkästen beugen und seufzend an die Schlacht von Fehrbellin denken.

Auch damals standen die Feldherren auf ihrem Hügel, von wo aus sie den Kampfeinsatz steuerten, ohne sich selbst in Gefahr zu begeben. Ihre Drohne war aus Fleisch und Blut: Der todesmutige Held wagte sich mitten ins Gewühl, auch wenn er – man muss nur Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ lesen – mit seinen Gedanken oft sehr weit weg war und das Gefecht wie einen Traum erlebte.

Die halbe Literaturgeschichte erzählt vom Krieg, doch sie handelt immer auch davon, dass dieser Krieg ein Phantasma ist, ein vielbesungener Mythos, den der Protagonist in der bewaffneten Auseinandersetzung suchen mag, aber so selten vorfindet. Der Zweikampf, im technischen Zeitalter als begrifflicher Kern des Kriegs wiederentdeckt, war schon in Homers „Ilias“ nicht viel mehr als ein poetischer Trick, der dazu diente, das wirre Schlachtgeschehen vor den Toren Trojas beschreibbar zu machen.

Auch in der Antike schwirren sehr viele Pfeile und Lanzen durch die Luft, die keinen persönlichen Adressaten hatten und am Ende irgendeinen Kieferknochen durchbohrten – ein Element des brutalen Zufalls, das der Dichter geschickt verbarg, indem er bei jedem Irrläufer die unsichtbare Hand der Götter ins Spiel brachte. Selbst Jüngers „Stahlgewitter“, die zu Unrecht als militaristisches Heldenepos gelten, handeln fast ausschließlich davon, dass sich die vom jungen Krieger so verzweifelt herbeigesehnten Gelegenheiten zur echten Mutprobe so gut wie nie ergeben – und dass vom Feind selten mehr als ein Helm über dem Rand des gegnerischen Schützengrabens auftaucht.

Drohnen, so heißt es mit monotoner Empörung, seien Instrumente zur gezielten Tötung. Das stimmt. Ist aber die ungerichtete Tötung durch flächendeckendes Bombardement moralisch vorzuziehen, die Materialschlacht der Weltkriege, der Bodenkrieg? Infanterie greift an?

Es mag geschmacklos wirken, die Drohnen zu verteidigen, die ohne eine Seele an Bord ihre Achten an fernen Himmeln ziehen. Das feste Wissen darum, dass Krieg immer schlecht und niemals gut ist, gehört zum geistigen Gepäck des Abendlandes, und das seit den Zeiten Homers. Selbst wenn niemand hingehört, hört der Krieg nicht auf, so könnte man den alten Spruch der Friedensbewegung umkehren. Ein kleiner Fortschritt könnte es trotzdem sein.

VON ANDREAS ROSENFELDER

ben aufs Spiel setzen, weil man ihnen eingeredet hat, es sei süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben.

Heute gibt es einen Krieg, zu dem keiner hingehört. Es ist der Drohnenkrieg, den die amerikanische Regierung seit 2002 in Pakistan, Somalia und Jemen gegen Taliban und Al-Qaida führt – eine Strategie der Ausschaltung einzelner Kämpfer durch Präzisionsbomben oder Lenkraketen, die von unbemannten Kampfflugzeugen abgefeuert werden.

Wer in den letzten Jahren Hollywoodfilme und amerikanische Serien gesehen hat, der kennt die grobkörnigen Bilder, auf denen das Zielobjekt, meist eine Kolonne von Jeeps auf einer schnurgeraden Landstraße oder eine Baracke in der Wüste, nach einigen Sekunden des Wartens in einem lautlosen Lichtblitz verschwindet. In Deutschland ist der Drohnenkrieg erst mit dem Scheitern des Euhawk-Projekts auf dem Radar der Öffentlichkeit aufgetaucht, und alle Alarmleuchten blinken. Eine halbe Milliarde Euro ging durch die Fehlplanungen des Verteidigungsministeriums verloren, doch dieser Fehlbetrag liefert nur den objektiven Beleg für einen Verdacht, der nichts mit rationalen Abwägungen zu tun hat: dass mit dem Drohnenkrieg grundsätzlich etwas nicht stimmt.

Nur was? Liest man die Kommentare der letzten Monate, die fast einhellig auf den Befund hinauslaufen, dass die Deutschen die Drohnen weder wollen noch brauchen, so wird man aus dem futuristischen Cyberpunk-Szenario in ein Wertesystem zurückgeworfen, das uns längst fremd geworden ist. Von der „feigen Waffe des weißen Mannes“ ist an einer Stelle die Rede, anderswo vom Verlust der Ehre. Immer steht dem aus der Luft geführten und aus der Ferne gesteuerten Drohnenkrieg ein Bild des guten Kriegs gegenüber, auch wenn dieses nie so benannt und beworben wird.

Aber was außer einer platonischen Idee, die es mit allen Mitteln zu verteidigen gilt, soll denn gemeint sein, wenn der Einsatz des Lebens als Wesensmerkmal des Kriegs beschworen wird? Offenbar will man den Drohnenpiloten, die in abgedunkelten Räumen in New Mexico

Die Drohnen der Vergangenheit waren aus Fleisch und Blut

sind die ruckelnden Schwarzweißbilder jener Dokumentarfilme, die uns an Jahrestagen von den Kriegen des letzten Jahrhunderts erzählen.

Schauen wir uns wirklich zurück nach dieser Landserswelt? Treiben die neuen Kriege, die im menschenleeren Flugzeug ihre Allegorie gefunden haben, dem Gott der alten Kriege neue Anhänger in die muskelbepackten Arme? Kein friedliebender Mensch würde sich dazu bekennen. Doch es gibt einen nostalgischen Unterton im Pazifismus der Gegenwart, der nicht am Wettrüsten, sondern an

WOCHENPLÄNE



Wir machen es spannend

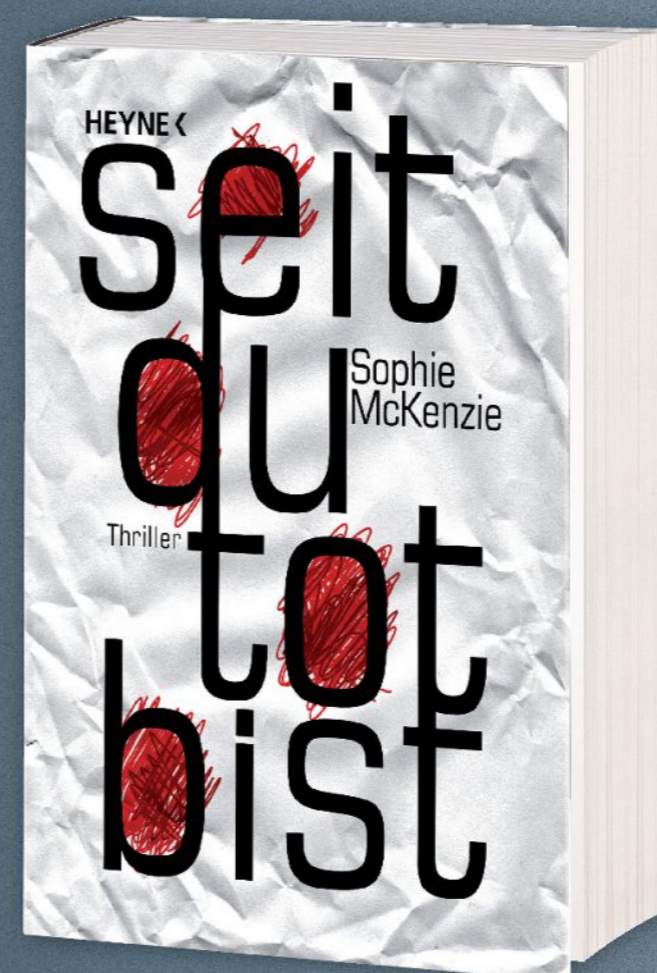
Angst haben. Am Dienstag erscheint in Amerika der neue Stephen King: „Joyland“ – so wird er zwei Wochen später auch auf Deutsch heißen, wo er aber nicht im Pulp-Fiction-Gewand daher kommt, mit blutroter Schrift auf schwarzem Grund. Trash? Bei King ist das nur noch Verpackung. Joyland ist Horrorland, und was nach Groschenheft aussieht, ist schöne Literatur.

Hohes erwarten. Der Büchner-Preis hat viel von seinem Ruf verspielt, gilt er doch als literarische Auszeichnung, die im Zeitalter der Postmoderne auch noch die letzten versprengten Vertreter einer überlebten, esoterischen Moderne hochjubelt. Ob der Preisträger 2013, der ebenfalls am Dienstag verkündet wird, eine Ausnahme macht?

Welt retten. Kommt Will Smith, atmen wir auf. In „I Am Legend“ fand er das Gegenmittel zu einem tödlichen Virus. Ab Donnerstag läuft im Kino „After Earth“, wo die Erde schon evakuiert ist, Will aber zurückwill. Da er seinen Sohn Jaden dabei hat, wird alles gut, logisch.

ANZEIGE

Dein Mann. Deine Familie. Deine Freunde. Kannst du ihnen wirklich vertrauen?



Gens Tochter kam vor acht Jahren tot zur Welt. Doch eines Tages steht eine fremde Frau vor ihrer Tür und behauptet, dass ihr Kind noch lebt. Gen ist schockiert, doch tief im Innern glaubt sie der Frau. Aber wer sollte ihr ihre Tochter weggenommen haben, falls es tatsächlich wahr ist? Es kann nur jemand aus ihrem engsten Umfeld gewesen sein ...

Thriller · 480 Seiten · Klappenbroschur
€ 9,99 [D] · ISBN 978-3-453-41044-2
Auch als E-Book erhältlich
Leseprobe auf heyne.de

HEYNE <